

Divorce Survivor

Die Darstellung von *Trauma* und *Survival* in populären amerikanischen Memoiren

Maren Emde

1 Einleitung

Dieser Beitrag skizziert, inwiefern eine Analyse von Darstellungen von und dem Umgang mit Erkrankungen in populären, literarischen Texten einen Anknüpfungspunkt für die *Public Health Humanities* bieten kann. Beispielhaft möchte ich dies anhand populärer, amerikanischer Memoiren nachvollziehen. Im Zentrum meiner Analyse steht die Frage, wie die Vorstellungen von den Erfahrungen des Traumas und Überlebens in diesen Texten, aber auch in der amerikanischen Populärliteratur und -kultur insgesamt, ausgeweitet wurden. Die Gegenstände meiner Analyse sind zwei Texte, die ich dem Genre der *survival memoir* zuordne und deren thematischer Fokus auf dem Erleben einer Scheidung liegt: Elizabeth Gilberts Memoir *Eat Pray Love* (2006) und Rhoda Janzens Memoir *Mennonite in a Little Black Dress* (2009). Beide Autorinnen schreiben auch über (potentiell) lebensbedrohliche Erkrankungen (schwere Depressionen und schwere Verletzungen in Folge eines Autounfalls), die aber in den Hintergrund treten, da der Fokus der Texte auf dem Ende der Ehen der Autorinnen und deren Bewältigung liegt. Die Erfahrung des Liebeskummers und der Scheidung wird, wie ich zeigen werde, als traumatisches Ereignis für die geschiedenen Frauen dargestellt. Dies erfolgt insbesondere durch Rückgriffe auf Metaphern, die im Genre der *survival memoir* schon lange etabliert sind, um von lebensbedrohlichen Erfahrungen zu erzählen. Die eigentlich bedrohlichen Erkrankungen werden aus Gilberts und Janzens Memoiren verdrängt, und zwar zugunsten einer Erfahrung, die vom Individuum allein mittels Selbsthilfe überwunden werden kann. Diese Texte, so

mein Argument, reflektieren damit grundlegend neoliberale Vorstellung von Eigenverantwortung und Selbstoptimierung, in der die Krise zur *Chance* wird.

2 Hintergrund: Die *survival memoir* in der amerikanischen Literatur und als Gegenstand der (Public) Health Humanities

Seit Entstehung der Medical Humanities spielen Literatur und Literaturwissenschaft eine zentrale Rolle für dieses Forschungsfeld. So hat sich beispielsweise die *Narrative Medizin* als ein früher Ansatz der Medical Humanities, und später auch der Health Humanities, herausgebildet: durch eine Schulung in literaturwissenschaftlichen Methoden und ein daraus entstehendes Verständnis dafür, wie Erzählungen aufgebaut und zu analysieren sind, sollen die Fähigkeit zur Empathie von Ärzt*innen und damit die Gesundheitsversorgung im Ganzen verbessert werden (Charon 2006). Auch haben sich Literatur und kreatives Schreiben als ein wichtiger Bestandteil kunsttherapeutischer Ansätze in Form der Bibliotherapie etabliert (siehe z.B. Bucciarelli 2015; Frank 2014; Davis/Magee 2020; Wagner-Pischel 2024). In der Bibliotherapie wird die Arbeit mit Texten, sowohl das Lesen als auch das eigene Schreiben, zu therapeutischen Zwecken eingesetzt. Literatur kann aber auch dabei helfen, zirkulierende, gesellschaftliche Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit in ihrem Kontext zu erkennen und zu verstehen. In zahlreichen Arbeiten wurde untersucht, wie bestimmte Krankheiten literarisch aufgegriffen und verarbeitet werden (siehe z.B. Höll 2021; Engelhardt 2021; Max 2013; Pastore 1993) oder wie neue Technologien der Biomedizin unsere Vorstellungen von und den Umgang mit Körperlichkeit, Erkrankung und Gesundheit beeinflussen (Whitehead 2014).

Neben Verhandlungen von Krankheit in fiktionalen Texten ist dies auch in faktualen Texten erfolgt. So erschienen beispielsweise ab den 1980er und 90er Jahren immer mehr faktuale Erzählungen aus Perspektive von Patient*innen, die unter dem Stichwort *Pathographie* zusammengefasst wurden. Diese Texte bieten Patient*innen die Möglichkeit, ihre eigene Erfahrung der Erkrankung jenseits – und manchmal auch entgegen – medizinischer Diskurse zu artikulieren und die damit verbundenen persönlichen Dilemmata aufzuzeigen (Whitehead 2014: 112; zur Pathografie siehe z.B. auch Couser 1997).

Ein kommerziell besonders erfolgreiches Genre der Pathographie bilden Memoiren. Thomas Couser definiert Memoiren als »single-experience narratives« im Gegensatz zu Autobiografien, die er als »full-life narratives« bezeich-

net (Couser 2012: 22). Memoiren erzählen also von einer bestimmten persönlichen Erfahrung und ihrem Einfluss auf das Leben eines Individuums und nicht von dem gesamten Leben, wie es Autobiografien üblicherweise tun (ebd.: 22–23). Memoiren können autobiografisch, biografisch oder auch beides sein. Memoiren beruhen auf persönlichen Erinnerungen, weshalb im Falle der biografischen Memoiren die Person, über die geschrieben wird, der Autor*in persönlich bekannt sein muss. Beim Schreiben eines Memoirs über eine andere Person werden fast zwangsläufig einige Informationen über die Autor*in selbst preisgegeben (z.B. durch den Blickwinkel oder die Beziehung zwischen der Autor*in und der Person, über die geschrieben wird). Auch ist es im Fall des autobiografischen Memoirs kaum möglich, nur über sich selbst zu schreiben, ohne die Menschen, die uns nahestehen, zu erwähnen und Details über sie preiszugeben (vgl. ebd. 19–20). Um diese Beziehungen zwischen Autor*innen von und Subjekten in Memoiren zu beschreiben, schlägt Couser vor, Memoiren als relational zu verstehen (ebd.: 20).

Seit Mitte der 1990er Jahre avancierten Memoiren zu einem der beliebtesten Genres auf dem amerikanischen Literaturmarkt. Das Phänomen der steigenden Verkaufszahlen von Memoiren und ihrer breiten Sichtbarkeit sowohl in der Literatur als auch in der Populärkultur wurde unter dem Begriff *memoir boom* bekannt und diskutiert (siehe z.B. Couser 2012; Gilmore 2001; Gilmore 2017; Rak 2013; Smith/Watson 2010). Der Begriff *memoir boom* beschreibt die Verbreitung des Genres in der amerikanischen Kultur, fasst aber auch die Veränderungen zusammen, die innerhalb des Genres durch dessen breite Popularität stattgefunden haben. So führte der *Boom* zu einer zunehmenden Kommodifizierung von Memoiren, wie Julie Rak (2013) gezeigt hat. Memoiren werden heute oft für ein bestimmtes Publikum produziert, vermarktet und von diesem konsumiert. Dieses Publikum erwartet ähnliche, wiedererkennbare Muster – mit anderen Worten: Populäre Memoiren sind zu Genreliteratur geworden (Rak 2013: 29). Die gestiegene Nachfrage nach persönlichen Lebensgeschichten hat darüber hinaus zu einer wachsenden Vielfalt an Themen und Erfahrungen, über die in diesen Büchern geschrieben wird, geführt, weshalb Ben Yagoda von dem Aufstieg von »a million little subgenres« schreibt (Yagoda 2009: 11).

Ein besonders beliebtes Subgenre stellen autobiografische Memoiren dar, die von Leid und/oder Trauma, den Konsequenzen dieser Erfahrungen sowie deren Überwindung erzählen. Diese Bücher sind oft als *misery memoirs* bezeichnet worden (siehe z.B. ebd.: 227–237). Standen Mitte der 1990er Jahre, zu Beginn des *memoir booms*, noch vorwiegend Memoiren über schlimme

Kindheiten, Suchterkrankungen, aber auch körperliche und/oder psychische Erkrankungen auf den Bestsellerlisten, so erweiterte sich das Spektrum der Erfahrungen, über die in diesen Büchern geschrieben wurden, im Laufe des *memoir booms* zunehmend und schloss auch Erfahrungen wie Unfälle, den Verlust eines geliebten Menschen oder eine Scheidung ein. Da diese Narrative aber hauptsächlich auf die Überwindung der Leiderfahrung ausgerichtet sind, schlage ich vor den Begriff der *survival memoir* zu verwenden (siehe Emde 2026).

Neben den Entwicklungen des Literaturmarktes, also den Einflüssen des *memoir booms*, muss der Kontext der *survivor culture* für die Genese der *survival memoir* betrachtet werden. Ich verstehe *survivor culture* als eine Form der *therapeutischen Kultur*, welche wiederum insbesondere seit Mitte des 20. Jahrhundert im US-amerikanischen Kontext von Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen diskutiert wurde. Unter dem Begriff der *therapeutischen Kultur* wird vor allem der wachsende Einfluss psychologischen Wissens, therapeutischer Sprache und Praktiken verstanden (siehe z.B. Aubry/Travis 2015; Illouz 2013; Madsen 2020; Nehring et al. 2020). So wurde auch die *survivor culture* von (populärem) psychologischen Wissen beeinflusst. Eine wichtige Rolle spielen hier insbesondere eine erweiterte Konzeptionalisierung von Trauma, durch die immer mehr Erfahrungen als potentiell traumatisierend gelten (siehe Horwitz 2018), eine verstärkte Assoziation von Trauma mit dem Akt des Überlebens sowie neue Stränge in der psychologischen Forschung, die sich mit möglichen positiven Ergebnissen von Trauma befassten, z.B. Resilienzforschung (siehe z.B. Goldstein/Brooks 2013) und *Positive Psychologie* (siehe z.B. Seligman 2005; Seligman/Csikszentmihalyi 2000). Darüber hinaus haben die Verwendung des Konzepts in politischem Aktivismus und seine Entpolitisierung im Neoliberalismus das Konzept des Überlebenden zu einer populären, ja sogar wünschenswerten, Selbstbeschreibung gemacht, die Stärke und Beharrlichkeit ausdrückt (siehe auch McLaughlin 2012; Orgad 2009). Anders formuliert: *Survivors* werden als starke Personen wahrgenommen, die die verschiedensten Widrigkeiten des Lebens nicht nur überkommen haben, sondern dabei auch noch eine bessere Version ihrer Selbst geworden sind. Als *survivor* positioniert sich – und wird wahrgenommen –, wer eine entsprechende Geschichte und Entwicklung zu erzählen hat (zur Genese der *survivor culture* siehe Emde 2026).

Anhand einer narrativen Analyse der beiden Scheidungs-Memoiren (*divorce memoirs*) *Eat Pray Love* und *Mennonite in a Little Black Dress* möchte ich nachvollziehen, wie die durch den *memoir boom* und die *survivor culture* beeinflussten Konzepte des Traumas und Überlebens in diesen Texten ausgeweitet

wurden. Im Fokus dieser Analyse steht die Frage, wie die Erfahrung der Scheidung erzählt wird, auf welche Metaphern zu diesem Zweck zurückgegriffen wird, und in welcher Beziehung diese Metaphern wiederum zu dem kulturellen Kontext der Texte stehen. Im Anschluss diskutiere ich, welche Rückschlüsse diese Darstellung auf den kulturellen Umgang mit Erkrankungen zulassen und welche Perspektiven dies für die *Public Health Humanities* eröffnet.

3 Die Scheidung als traumatische Erfahrung

3.1 Eat Pray Love

Elizabeth Gilberts Memoir *Eat Pray Love* gehört zu den erfolgreichsten Büchern des *memoir booms*: 2006 veröffentlicht und von Oprah Winfrey für ihren *Book Club* ausgewählt, wurde das Buch schnell zu einem Bestseller und stand allein bis zum Jahr 2010 197 Wochen lang in den Top 15 der *New York Times* Bestsellerlisten. Der Ausgangspunkt von Gilberts Memoir ist ihre Enttäuschung in das Versprechen der romantischen Liebe, welche auf ihre Scheidung und eine anschließende gescheiterte Beziehung mit einem Mann namens David folgt. Auch leidet sie zu dieser Zeit an Depressionen. In Gilberts Erzählung ist es ihr Verleger, der sie rettet, indem er ihr einen Vorschuss in Höhe von 200.000 US-Dollar anbietet¹, um ein Buch über eine einjährige Reise zu schreiben. Diese Reise ermöglicht ihr, die Scheidung zu verarbeiten und sie verbringt vier Monate in Italien (»the Pursuit of Pleasure« (Gilbert 2007: 5)), vier Monate in Indien (»the Pursuit of Devotion«) (ebd.: 123)) und vier Monate in Indonesien (auf Bali) (»the Pursuit of Balance« (ebd.: 223)), wo sie auch eine neue Liebe und damit ihr Happy End findet.

1 Dieses Beispiel illustriert die zuvor erwähnte Kommodifizierung des Genres sehr gut. Wie oben angedeutet, werden marktproduzierte *survival memoirs* oft von der Marktnachfrage und der Verlagsbranche beeinflusst. Bemerkenswert bei der Produktion von Gilberts Buch war, dass sie nicht nur einen großen Vorschuss erhielt, wie es in der Branche üblich geworden ist, sondern dass dieser Vorschuss auch genau die Erfahrung ermöglichte, über die das Buch geschrieben wurde. Anders ausgedrückt: In diesem Fall investierte der Verlag direkt in das Material, das die Geschichte des Buchs konstituiert.

Durch die Analyse von Gilberts Memoir möchte ich zeigen, wie die gewöhnliche² Erfahrung der Scheidung als traumatisch gerahmt wird und sie so in das Zentrum der Erzählung rückt. Dazu baut Gilbert auf etablierten Erzählmustern von anderen *survival memoirs* und der pathographischen Schreibweise auf. Obwohl Gilbert über ihr Leiden an Depressionen schreibt, wird dieses Thema nur am Rande behandelt – im Mittelpunkt des Textes steht die Enttäuschung in die gescheiterten Liebesbeziehungen. Der Klappentext des Buches rahmt die Geschichte entsprechend:

»Elizabeth is in her thirties, settled in a large house with a husband who wants to start a family. But she doesn't want any of it. A bitter divorce and a rebound fling later, Elizabeth emerges battered yet determined to find what she's been missing.«

Eine Ehe mit einem gewalttätigen Partner ist potenziell lebensbedrohlich und traumatisch, aber über solche Erfahrungen in ihrer Ehe schreibt Gilbert nicht in ihrem Memoir. Ihr Leben scheint in keiner Weise prekär zu sein: Sie ist eine weiße Frau Anfang dreißig, sie und ihr Mann besitzen ein »big house in the suburbs of New York« (Gilbert 2007: 10) sowie eine Wohnung in Manhattan. Es ist tatsächlich dieser Besitz und dessen Aufteilung, der als Ursache all dieser »complications and traumas of those ugly divorce years« (ebd.: 18) angesehen werden kann, über die sie schreibt. In ihren Beschreibungen des Scheidungsprozesses scheint es, dass sie, abgesehen von der enttäuschenden Liebesbeziehung mit einem Mann namens David, vor allem darunter leidet, dass sie warten muss, und zwar darauf, dass ihr Mann die Scheidungspapiere unterschreibt und sie sich darüber einigen, wie sie ihr Eigentum aufteilen.

Vor allem zu Beginn ihres Memoirs erzählt Gilbert von diesem für sie unerträglichen Zustand des Wartens, indem sie ihre eigene Situation mit traumatischen Erfahrungen wie politischer Verfolgung und Flucht vergleicht. Die Beziehung zu ihrem Mann kurz vor der Scheidung beschreibt sie wie folgt: »We'd been fighting and crying, and we were weary in that way that only a

2 Eine Scheidung stellt sicherlich für viele Menschen eine Herausforderung dar, und sie kann das Leben und die Zukunft eines Einzelnen auf den Kopf stellen, aber sie initiiert in der Regel keinen Kampf auf Leben und Tod. Wenn ich die Scheidung als *gewöhnliche Erfahrung* bezeichne, meine ich, dass es sich um eine weithin geteilte Erfahrung handelt und sie damit näher am Alltag der Leser*innen liegt als außergewöhnliche Erfahrungen, die eine Bedrohung für das Überleben eines Individuums darstellen.

couple whose marriage is collapsing can be weary. We had the eyes of refugees« (ebd.: 12). Hier wird das Leid, das aus einer beendeten Ehe resultiert, mit dem anstrengenden, prekären und manchmal lebensbedrohlichen Dasein einer/eines Geflüchteten verglichen. Das Warten darauf, dass ihr Mann *endlich* die Scheidungspapiere unterschreibt, wird dabei wie oben angemerkt als einer der schwierigsten Aspekte des gesamten Prozesses dargestellt. Gilbert stellt sich mittels anderer, ähnlicher Vergleiche als ihrer persönlichen Freiheit völlig beraubt dar: »... I was feeling ... caged up in Divorce Internment Camp« (ebd.: 27) und »My friend Susan suggested that perhaps I should establish a not-for-profit relief organization called ›Divorcées Without Borders‹. But all this joking was moot because ›I‹ wasn't free to go anywhere yet. That divorce ... was still not happening« (ebd.: 31).

Hier stellt sich die Frage, warum genau sie nicht frei gewesen wäre, irgendwohin zu gehen. Zu diesem Zeitpunkt plant Liz – wie Elizabeth Gilbert in dem Memoir genannt wird – ihre Reise und fühlt sich durch den stockenden Scheidungsprozess, einen möglichen Gerichtsprozess und die eventuell daraus resultierenden Kosten daran gehindert. Nichtsdestotrotz ist sie natürlich in der Lage zu reisen – sie berichtet zu keinem Zeitpunkt darüber, dass ihr Mann beispielsweise ihren Pass einbehalten hätte. Die drastischen Vergleiche mit denen, die in Lagern interniert sind oder denen aus politischen Gründen die Bewegungsfreiheit verwehrt wird, können daher als Metapher für eine mentale Blockade durch die unabgeschlossene Scheidung gelesen werden. Auf diese Weise operiert Gilbert perfekt in der therapeutischen Erzählung, in der das Konzept des *Abschließens* betont wird.³ Das Warten als unerträglichen Zustand, endlich mit der Beziehung abschließen zu können, drückt sie an anderer Stelle durch den Vergleich mit einer schweren Erkrankung aus: »The nervousness I felt during this time was something between waiting to be called into the principal's office and anticipating the results of a biopsy.« (ebd.: 32)

In den weiteren Beschreibungen ihres Leidens sowohl unter der Scheidung als auch unter dem Auseinanderbrechen ihrer anschließenden Beziehung verwendet Gilbert immer wieder Vergleiche mit lebensbedrohlichen Erlebnissen anderer Personen, die auch als *epistemische Aneignung* (Davis 2018) aufgefasst

3 In der Psychologie beschreibt das Konzept des *Abschließens* (*closure*) das Bedürfnis einer Person nach eindeutigen Antworten in unsicheren Situationen: »The need for cognitive closure refers to individuals' desire for a firm answer to a question and an aversion toward ambiguity.« (Kruglanski/Webster 1996: 264)

werden können. Auf diese Weise eignet sie sich die lebensbedrohlichen Situationen anderer an, um einen narrativen Rahmen zu konstruieren, in dem die Scheidung zu einer möglicherweise traumatisierenden, aber überlebaren Erfahrung wird. Während sie z.B. erzählt, wie sie den anfänglichen Schmerz nach ihrer Trennung überwunden hat, vergleicht sie ihre Wohnung mit einem Sanatorium: »... it was vital to my survival to have a One Bedroom of my own. I saw the apartment almost as a sanatorium, a hospice clinic for my own recovery. ... I ... bought myself flowers every week, as if I were visiting myself in the hospital« (ebd.: 23). Der Ausdruck »hospice clinic for my own recovery« ist ein Oxymoron – ein Hospiz ist in der Regel kein Ort, an dem man genesen kann, sondern stirbt. Durch diesen Vergleich erscheint ihr Überleben fast wie ein Wunder. Hospize sind zudem Orte, an denen im Kontext der palliativen Versorgung normalerweise sehr intensive Pflege (*care*) erfolgt – in Gilberts Memoir wird daraus exzessive *self-care*.⁴

An anderer Stelle verwendet Gilbert Analogien zu Ereignissen, die als nationales Trauma wahrgenommen werden, um ihren persönlichen Schmerz und ihre Verzweiflung zu veranschaulichen, wie beispielsweise den Vietnamkrieg: »I clung to David for escape from marriage as if he were the last helicopter pulling out of Saigon« (ebd.: 19). Der 11. September wird dann schließlich zu dem Ereignis, an dem deutlich wird, dass ihre Ehe endgültig vorbei ist: »During that week, when everyone in New York City dropped animosity in deference to the larger tragedy at hand, I still did not go back to my husband. Which is how we both knew it was very, very over« (ebd.: 20). Mit diesen Anspielungen auf zwei der entscheidenden Momente, die das nationale Gedächtnis der USA in der jüngeren Geschichte geprägt haben – die Niederlage im Vietnamkrieg und die Anschläge auf das World Trade Center – stellt Gilbert ihren Text neben Memoiren über den 11. September oder den Krieg und knüpft darüber an die Erinnerungen ihrer Leser*innen an diese Ereignisse an. Durch die Wahl von Formulierungen und Vergleichen, die den Leser*innen ihres Buches aus den anderen *survival memoirs* bekannt sind, stellt Gilbert ihre eigene Erfahrung als traumatisch und als einen Akt des Überlebens dar. So wird eine gewöhnliche Erfahrung wie eine Scheidung zu dem zentralen Thema einer Überlebenserzählung.

4 Ich danke Ulla Kriebnernegg für diesen Gedanken.

3.2 Mennonite in a Little Black Dress

Wie *Eat Pray Love* erzählt Rhoda Janzens 2009 veröffentlichtes Memoir *Mennonite in a Little Black Dress – A Memoir of Going Home* von den Folgen einer Scheidung. Auch Janzens Geschichte wird zunächst durch eine Anspielung auf andere etablierte Bilder gerahmt: Ihr Buch beginnt mit einem Bericht von körperlichen Einschränkungen und der Anerkennung ihrer eigenen körperlichen Verletzlichkeit: »The year I turned forty-three was the year I realized I should have never taken my Mennonite genes for granted. I'd long assumed that I had been genetically scripted to robust physical health, like my mother, who never even catches a head cold«, heißt es in den ersten Sätzen des Buches (Janzen 2010: 1). Diese Episode stellt nur den Prolog zu den tatsächlichen Ereignissen dar, die den Hauptteil des Memoirs ausmachen, wie Janzen kommentiert: »And the year before the main action of this memoir occurs, I had sustained a physical debilitation – I won't say *illness* – so severe that I thought I was statistically safe for years to come« (ebd. 4). Janzens Ablehnung des Wortes *Krankheit* und ihre Verwendung von »körperlicher Schwächung« (»physical debilitation«) stattdessen ist natürlich paradox (da sie sofort im Anschluss ebendiese »Schwächung« stark betont (»so severe«)). Sie unterstreicht hier ihren starken Glauben an ihre körperliche Gesundheit und Stärke, während sie gleichzeitig eine weitere Krise ankündigt.

Dieser Glaube an ihre Unversehrbarkeit wird hier erschüttert, als es bei der operativen Entfernung ihrer Gebärmutter (Hysterektomie) zu Komplikationen kommt und sie inkontinent und als Schatten ihrer Selbst erwacht: »So I who had always been the picture of vigorous health was returned to my husband two weeks later in a wheelchair, thin as a spider and clutching a pee bag that connected to my body via a long transparent tube.« (ebd.: 7) Das Bild, das sie von sich selbst und ihre Verletzlichkeit zeichnet, ist geprägt von Vorstellungen von Schwäche (abgemagert, im Rollstuhl) und Passivität (»wurde meinem Mann übergeben« (»was returned«)), wie sie beispielsweise auch in den Narrativen von populären Sucht-Memoiren vorkommen (Emde 2022). Auf vier Seiten beschreibt Janzen anschließend kurz und humorvoll ihre Genesung während des »Year of the Pee Bag« (Janzen 2010: 11), in dem sich ihr Mann liebevoll um sie kümmert, und schließt diese Passage mit dem Satz »...I assumed I was safe from ill health and trauma for decades. But no« (ebd.: 11). Abgesehen davon, dass mit diesem Satz die nächste und große Krise angedeutet wird, wird diese auch bereits als traumatisch charakterisiert. Der Fokus auf (Un-)Verwundbarkeit und Stärke, die plötzliche Erfahrung von körperlicher Einschränkung und

die anschließende körperliche Genesung zu Beginn des Memoirs stellen Janzens Buch in die Mitte eines breiten Spektrums von unterschiedlichen *survival memoirs*, die um diese Themen und Bilder aufgebaut sind (*addiction memoirs*, *illness memoirs*, *disability memoirs*).

Diese »Pee Bag«-Episode spielt im weiteren Verlauf des Memoirs keine Rolle mehr, da die Haupthandlung des Memoirs aus zwei anderen Ereignissen besteht: dem Scheitern ihrer Ehe und einem Unfall, der sich kurz darauf ereignet. Wie bei Gilberts Memoiren gibt ein Blick auf den Klappentext des Buches Aufschluss darüber, wie die Geschichte für die Leser*innen gerahmt wird:

»Not long after Rhoda Janzen turned forty, her world turned upside down. It was bad enough that her husband of fifteen years left her for Bob, a guy he met on Gay.com, but that *same week* a car accident left her seriously injured. Needing a place to rest and pick up the pieces of her life, Rhoda packed her bags, crossed the country, and returned to her quirky Mennonite family's home, where she was welcomed back...«

Nicht nur im Klappentext, sondern auch im ersten Kapitel des Buches markieren diese beiden Ereignisse – und das extreme Pech, dass sich beide in derselben Woche (»*same week*«) ereignen – den Ausgangspunkt des Memoirs: Kurz nachdem sie sich von den Komplikationen in Folge der Hysterektomie erholt hat, wird sie von ihrem Mann verlassen: »Two months after the move to the expensive lakefront property, Nick left me for a guy he'd met on Gay.com«, beschreibt Janzen das Geschehen nüchtern (ebd.: 12). Die Trennung scheint überraschend zu kommen, ist der Umzug in das neue Haus doch mit einem finanziellen Risiko verbunden, das die Eheleute grade erst gemeinsam eingegangen sind und tragen müssen. Auch die Tatsache, dass ihr Mann sie für einen anderen Mann verlassen hat, scheint sie besonders zu schockieren: »I don't know why it made it worse that the man's name was Bob, but it did. Bob the Guy. From Gay.com. It's funny how when your husband leaves you for a guy named Bob, you begin to revisit memories from the summer before ... What you once thought of as evidence of your husband's tenderness you begin to imagine as guilt for dating guys with big wangs.« (ebd.: 12)

Wie bereits erwähnt, erleidet Rhoda kurz nach der Trennung einen schweren Autounfall und kehrt abermals in stark eingeschränkter körperlicher Verfassung nach Hause zurück – diesmal jedoch ohne einen Ehemann, der sich um sie kümmert: »I'd cracked my patella, but I couldn't use crutches because

I had two broken ribs and a fractured clavicle, so I wheeled around the house on my office chair, pushing off with my left arm« (ebd.: 14–15), beschreibt sie ihren hilflosen Zustand. Die Trennung und der Unfall werden als Tiefpunkt in ihrem Leben dargestellt, der eine radikale Veränderung erfordert: »I was broke and broken. ... What the hell – it was so bad it couldn't get any worse. *Bring on the Borscht*, I thought.« (ebd.: 15–16) »Broke and broken« spielt auf narrative Konventionen wie den Tiefpunkt (*rock bottom*) in Sucht-Memoiren, die stark vom Narrativ der Anonymen Alkoholiker geprägt sind (siehe z.B. Emde 2022) an und signalisiert damit, dass eine radikale Veränderung in ihrem Leben erforderlich ist, während Borschtsch, ein traditionelles mennonitisches Gericht, für ihre Entscheidung steht, für eine Weile zu ihrer mennonitischen Familie zurückzukehren.

Mit dem Unfall und der Scheidung stellt Janzen zu Beginn ihres Memoirs zwei Ereignisse vor, die als überraschend und einschneidend dargestellt werden und damit ein populäres Bild traumatischer Erlebnisse aufgreifen, das am Anfang einer *survival memoir* steht. Von Nick verlassen zu werden, wird als unerwartetes Ereignis dargestellt, das ihr Leben auf den Kopf stellt, das sie gebrochen und auf sich allein gestellt zurücklässt. Doch im weiteren Verlauf des Memoirs wird die Ehe in einer Art und Weise geschildert, die dieser Darstellung widerspricht. Janzen berichtet immer wieder kurze Episoden aus ihrer Ehe mit Nick, die alles andere als harmonisch erscheinen: Nick leidet an einer bipolaren Störung und ist psychisch instabil, aggressiv, beleidigend, bedrohlich und gewalttätig. Die Beziehung ist unberechenbar und turbulent, es kommt zu einer ersten Trennung als Janzen noch promoviert und mit Nick in Chicago lebt, und es folgen weitere: »Since the Chicago debacle, Nick and I had gotten back together, split up, gotten back together, split up, reunited, divorced, and remarried. ... Our finish was so lingering that when Nick finally left, I was almost relieved at the emphatic turbulence of it, at the finality of Bob and his cock and Gay.com« (Janzen 2010: 92). Das Kapitel, in dem Janzen von dieser Seite ihrer Ehe erzählt, trägt den Titel *The Lingering Finish*, ein starker Widerspruch zu dem Eindruck des überraschenden Endes der Ehe, der im ersten Kapitel erweckt wurde. Und selbst die Tatsache, dass Nick sie für einen Mann verlassen hat, war bei weitem nicht so unerwartet, wie es ihre nicht enden wollenden Wiederholungen, dass Bob »the Guy from Gay.com« ist, suggerieren. Weitere 80 Seiten später erfahren die Leser*innen, dass Rhoda von Beginn ihrer Ehe an von Nicks Bisexualität wusste. Die anfängliche Darstellung der Trennung passt daher nicht überzeugend zum Rest der Erzählung, was den Verdacht erweckt, dass die Geschichte an die Genrekonventionen der

survival memoir angepasst wurde, um die Erwartungen der Leser*innen zu erfüllen.

Im Rest von Janzens Memoir spielt ihr Unfall keine große Rolle mehr: Gelegentlich erwähnt sie ein Detail aus dem Genesungsprozess, der aber keinen wesentlichen Bestandteil der Handlung darstellt. Wie in Gilberts Memoir ist es nicht der Unfall, der (möglicherweise) lebensbedrohlich war (wie Gilberts schwere Depression), sondern die Trennung und Scheidung, die als traumatisch dargestellt und so zu dem großen, herausfordernden Lebensereignis werden, das im Verlauf der Erzählung gemeistert werden muss. Im Text kann über körperliche Verletzlichkeit nur humorvoll und beiläufig gesprochen werden, wie in ihrem Bericht über das »Year of the Pee Bag« (Janzen 2010: 11).

4 Überleben als individuelles *Achievement* in populären Memoiren

In der Verhandlung von Erkrankung und Genesung lässt sich eine Gemeinsamkeit beider Texte erkennen: Bedrohungen des körperlichen Überlebens und schwere Verletzung des Körpers rücken an den Rand der Erzählung. Stattdessen steht die allgemeine, quasi universelle, Erfahrung des Liebeskummers im Zentrum und wird im Folgenden mit Hilfe verschiedener Methoden der Selbsthilfe überwunden – mittels Meditation und Yoga (in Gilberts Fall) oder entsprechenden Ratgebern (die Janzen – wenn auch selbstironisch – in ihre Erzählung einbaut). Diese Narrative werden nicht nur vom Literaturmarkt bevorzugt, sie entsprechen auch dem kulturellen Klima, das ich als *survivor culture* bezeichne und eingangs skizziert habe. Am Anfang einer solchen, von der *survivor culture* geprägten, Erzählung steht das traumatisierende Erlebnis. Die Darstellung der Trennung oder Scheidung bildet somit den notwendigen Ausgangspunkt für das folgende Überlebensnarrativ.

Dies erklärt, warum die Erfahrung der Scheidung mit Hilfe verschiedener Vergleiche zwar als traumatisch gerahmt wird, nicht aber, warum diese die Erkrankung an Depression und die Verletzungen in Folge des Unfalls verdrängen. Eine Erklärung dafür liegt viel eher darin, wie das Überkommen der Leiderfahrung im populären *survival memoir* erzählt wird. Hier ist der zuvor konstatierte neoliberale Einfluss auf die *survivor culture* spürbar, werden doch die Narrative – nicht zuletzt vom Buchmarkt – bevorzugt, die auf Selbsthilfe zurückgreifen und das Individuum in den Fokus stellen.

Sowohl Gilberts Depressionen als auch Janzens Verletzungen können nicht von ihnen alleine überwunden werden und beide Frauen unterziehen sich me-

dizinischen Behandlungen: Janzen wird nach ihrem Unfall im Krankenhaus versorgt und Gilberts Depression wird medikamentös behandelt. Sie beginnt nur widerwillig die Antidepressiva zu nehmen, und zwar nachdem sie, wie sie betont, zwei Jahre lang selbst versucht hat gegen die Krankheit anzukämpfen («two years of fighting this sorrow» (Gilbert 2007: 52)). Dieser eigenständige Kampf umfasst Selbsthilfebücher, exzessives Gebet, Ernährungsumstellung, Bewegung und andere Versuche. Gilberts Betonung ihres Widerwillens, Medikamente zu nehmen, lässt den Akt als Versagen innerhalb einer Kultur erscheinen, die Eigenverantwortung und Selbsthilfe verlangt. Folglich stellt sie sich die Frage: »Could I have survived myself, by myself?« Dieser Gedanke wird im nächsten Absatz relativiert: »Those pills might have saved my life, but they did so only in conjunction with about twenty other efforts I was making simultaneously...« (ebd.: 54). Diese Passage aus *Eat Pray Love* veranschaulicht den Druck, ein Narrativ der Eigenständigkeit und des Selbst-Managements zu präsentieren, in dem jede Hilfe von außen als Schwäche ausgelegt werden könnte.

Rhodas Unfall und Liz' Depressionen müssen paradoxerweise an den Rand der Handlung gerückt werden, da sie zwar lebensbedrohlich sind, aber nicht auf die richtige Art und Weise überlebt werden können, d.h. aus eigener Kraft, wie es der Literaturmarkt im Fall der *survival memoir* einfordert. Beide Erfahrungen verursachen immenses Leid, aber da sie außerhalb der Kontrolle der *survivor culture* und der Fähigkeit liegen, das Leiden völlig allein zu bewältigen, müssen sie weitgehend aus den Memoiren ausgeschlossen werden. Dem Narrativ der *survivor culture* entsprechend kann auch Liebeskummer als Möglichkeit zum Wachsen verstanden werden, wie Janzen anhand eines bekannten ehemaligen Paares beobachtet: »And I especially don't want to end up like one of those bitter divorcees who can't forgive their exes for cheating. I know a woman who is still holding on to her feelings of betrayal after twenty-two years! ... her ex-husband has spent *his* twenty-two years learning and changing and growing.« (Janzen 2010: 173)

Nicht zuletzt beinhaltet der Fokus auf der Erfahrung des Liebeskummers auch eine geschlechtsspezifische Komponente, hebt er doch auch den von Lauren Berlant (2008) beschriebenen *female complaint* hervor. Der Modus des *female complaint* steht für Berlant im Zentrum der sogenannten *women's culture*, der ersten intimen Öffentlichkeit (*intimate public*), die Berlant in der Amerikanischen Kultur ausmacht. Intime Öffentlichkeiten, so Berlant, zeichnen sich durch ein gemeinsames Gefühl dafür aus, wie es ist, z.B. als Frau zu leben («to live as an x»), wodurch ein Zugehörigkeitsgefühl hergestellt wird (Berlant 2008: viii). Laut Berlant bildete sich die erste intime Öffentlichkeit rund um

Weiblichkeit ab den 1830er Jahren in der amerikanischen Kultur: »Strategies for new improvisations and adaptations around women's suffering, emotional expertise, and practical agency became the main register for the sentimental publicity associated with this nondominant population« (ebd. xii). Im Zentrum steht dabei der »mode of the female complaint:« »women's disappointment in the tenuous relation of romantic fantasy to lived intimacy« (ebd.: 1–2).

Der *female complaint* artikuliert die Frustration, nicht genau das zu erleben, was man sich erhofft, das Gefühl, nicht zu erreichen, was die Idee der romantischen Liebe verspricht, ohne, dass die Idee selbst in Frage gestellt wird: »it's a space of disappointment, but not disenchantment« (ebd.: 2). Auf diese Weise animiert der »female complaint« dazu, es immer wieder zu versuchen, und hält die Fantasie aufrecht, dass die wahre Liebe irgendwann kommen wird. In-time Öffentlichkeiten bieten damit einen Raum, um die Unzufriedenheit mit intimen Beziehungen zu artikulieren, ohne dabei aber die sozialen und politischen Strukturen, die diese prägen, in Frage zu stellen: »The complaint genres of ›women's culture,‹ therefore, tend to foreground a view of power that blames flawed men and bad ideologies for women's intimate suffering, all the while maintaining some fidelity to the world of distinction and desire that produced such disappointment in the first place« (ebd.: 2).

Die Genres des *female complaints*, die die *women's culture* ausmachen, sind vielfältig: Romane, Ratgeberliteratur, Filme, Lieder – der *female complaint* ist so allgegenwärtig, dass laut Berlant »everyone knows what [it] is: women live for love, and love is the gift that keeps on taking« (ebd. 1). Insbesondere Gilberts *Eat Pray Love* ist im Modus des *female complaints* geschrieben und wird damit inmitten dieser Kulturprodukte gestellt, knüpft also an eine etablierte Genre-tradition an. Dabei inkorporiert der Text aber auch, wie oben beschrieben, die Sprache der *survivor culture* und verbindet so die Erfahrung des Liebeskummers mit dem Überleben.

5 Impulse für die *Public Health Humanities*

Für die *Public Health Humanities* kann eine Analyse populärer literarischer Texte insofern aufschlussreich sein, als dass sie ein Verständnis davon ermöglicht, wie Krankheit und Genesung (pop)kulturell verhandelt werden. Wenn die Erfahrungen, die in solchen Texten erzählt werden, vor allem danach ausgerichtet sind, dass sie einer Marktlogik entsprechend erzählt werden können, stellt sich zwangsläufig aber auch die Frage danach, wer davon ausgeschlossen wird,

wessen Geschichten und Erfahrungen nicht dieser Logik angepasst werden können. Damit wird ein grundlegendes Anliegen der Public Health adressiert, nämlich gesundheitliche Ungerechtigkeiten. Eine Genesung, das Überleben, erfordert immer verschiedene Ressourcen – soziale und, insbesondere in einem durch starke Ungleichheiten gekennzeichneten Gesundheitssystem wie dem der USA, auch finanzielle.

Dies wird auch anhand der beiden oben analysierten Texte deutlich: Nach ihrer Scheidung und dem Verkehrsunfall kehrt Rhoda Janzen zu ihrer Familie zurück und findet dort einen Ort, an dem sie genesen und ihre Memoiren schreiben kann. Elizabeth Gilbert hingegen erhielt einen beträchtlichen Vorschuss, um sich auf die Reise zu begeben, die ihr angeblich dabei geholfen hat, die Erfahrung ihrer Scheidung zu überwinden. Beiden Autorinnen standen somit Ressourcen zur Verfügung, die ihnen nicht nur halfen oder es ihnen überhaupt erst ermöglichten, Krisenzeiten zu überstehen, sondern auch, um darüber zu schreiben.

Natürlich gibt es noch weitere Faktoren, die hier berücksichtigt werden müssen: Neben den notwendigen finanziellen Mitteln, die zur Verfügung stehen müssen, um den Schreibprozess zu finanzieren, schränkt das Verlagswesen den Zugang zur Veröffentlichung der persönlichen Geschichte ein. Darüber hinaus sind es im Falle der *survival memoir* die Erzählstruktur und die Geschichte selbst, die beeinflussen, wer möglicherweise eine solches Memoir schreiben kann. Was benötigt wird, ist nicht nur das notwendige ökonomische, soziale und kulturelle Kapital⁵ – in Form von finanziellen Ressourcen, Netzwerken innerhalb der Branche, Bildung –, um ein Memoir zu veröffentlichen, sondern persönliches Leiden und erfolgreiches Überleben werden selbst zu einer wichtigen Kapitalart, um ein solches Buch veröffentlichen zu können.

Somit wird stark eingeschränkt, wer mit und in einem solchen Text als *survivor* auftreten und mit der eigenen Leiderfahrung sichtbar werden kann. In dieser Logik haben beispielsweise chronische Erkrankungen, die nicht

5 Der hier verwendete Kapital-Begriff entspricht dem Pierre Bourdieus, und schließt nicht nur materielles, ökonomisches, Kapital, sondern auch verkörpertes Kapital ein. Als relevanteste, verkörperte Kapitalsorten gelten demnach soziales Kapital (z.B. soziale Beziehungen/Netzwerke), kulturelles Kapital (z.B. in Form von Gegenständen wie Büchern, verinnerlicht durch Bildung und Wissen, institutionalisiert durch Zertifikate, Titel etc.) und symbolisches Kapital (z.B. soziale Anerkennung, Prestige) (siehe Fuchs-Heinritz/König 2014: 124–134).

erfolgreich überkommen werden können, keinen Platz und bleiben unsichtbar. In letzter Zeit hat sich in diesem Kontext, insbesondere in den sozialen Medien, der Begriff des/der *warrior* bzw. *Kämpferin* in Form von Hashtags verbreitet (z.B. #endometriosiswarrior, #lipödemkämpferin), um Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit für diese Erkrankungen zu generieren. Auch diesen Begriffen wohnt eine grundlegende Idee von Stärke inne – gleichzeitig kann insbesondere im Kontext des Lipödems beobachtet werden, dass Hashtags wie #lipödemkämpferin oder #lipödemheldin zunehmend von entsprechenden Spezialkliniken – nicht selten auch in Kooperationen mit Influencer*innen – zu Werbezwecken verwendet werden, wie beispielsweise auf dem Instagram-Profil *Lipoclinic Dr. Heck* deutlich wird. Dort wird ein sog. *Testimonial* einer Patientin (»Ich habe so ein wahnsinnig tolles neues Lebensgefühl mit meinen leichten Beinen«) in der Caption mit dem Hashtag #lipödemkämpferin versehen (@lipoclinic_dr.heck 2025). Die Ausbreitung und unterschiedliche Verwendung der Begriffe *warrior/Kämpferin* im Kontext chronischer Krankheiten in den sozialen Medien könnte einen wichtigen Untersuchungsgegenstand für die *Public Health Humanities* darstellen.

Unsichtbar bleibt in der Logik der *survivor culture* neben den chronisch Erkrankten auch eine weitere Gruppe: die der Nicht-Überlebenden. Sowohl für die Toten, als diejenigen, die sich in palliativer Behandlung befinden, bleibt in diesen Narrativen kein Platz. Barbara Ehrenreich hat das Verhältnis von *survivors*, *warriors* und Toten bereits in ihrem 2001 erschienenen Artikel *Welcome to Cancerland* im Kontext ihrer eigenen Brustkrebserkrankung diskutiert. Für die *Public Health Humanities* könnte es eine Aufgabe sein, zu untersuchen, inwiefern Diskurse um andere Erkrankungen ähnlich geprägt wurden, ob, und unter welchen Voraussetzungen, diese sich ändern.

6 Fazit

In meiner Lektüre von Gilberts und Janzens Scheidungsmemoiren habe ich gezeigt, wie eine gewöhnliche Erfahrung wie eine Scheidung in das Genre der *survival memoir* aufgenommen wird. Die Scheidung wird als traumatisches Ereignis dargestellt, indem narrative Konventionen verwendet werden, die im Genre von Anfang an präsent waren, und indem auf gängige Vorstellungen von Trauma angespielt wird. Zwar litten beide Frauen auch an schweren und potenziell lebensbedrohlichen Krankheiten – sowohl körperlich als auch psychisch, doch – so mein Argument – markiert die Scheidung den eigentlichen

Ausgangspunkt der Überlebenserzählungen dieser Texte, da sie mehr Potenzial für eine Erzählung birgt, die den Anforderungen der *survivor culture* gerecht wird: positive, heroische und neoliberale Selbsthilfeeerzählungen (siehe Gilmore 2017 zur Rolle von *neoliberal self-help narratives* in populären Memoiren). Ein Verständnis dafür gewinnen, wie kulturell verbreitete Narrative die Vorstellungen von Erkrankung und Genesung prägen, und wie diese Narrative wiederum selbst beeinflusst werden, kann einen wichtigen Ausgangspunkt für weitere Studien der *Public Health Humanities* bilden.

Literaturverzeichnis

- @lipoclinic_dr.heck (03.07.2025): Instagram: https://www.instagram.com/p/DLooIqavHjd/?img_index=1 [20.09.2025].
- Aubry, Timothy R./Trysh Travis (2015): »Introduction: Rethinking Therapeutic Culture«, in: Timothy R. Aubry/Trysh Travis (Hg.), *Rethinking Therapeutic Culture*, Chicago: Chicago University Press, S. 1–23.
- Berlant, Lauren (2008): *The Female Complaint: The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture*: Duke University Press.
- Bucciarelli, Amy (2015): »The Arts Therapies: Approaches, Goals, and Integration in Arts and Health«, in: Stephen Clift/Paul M. Camic (Hg.), *Oxford Textbook of Creative Arts, Health, and Wellbeing: International Perspectives on Practice, Policy and Research*, Oxford: Oxford Academic.
- Charon, Rita (2006): *Narrative Medicine: Honoring the Stories of Illness*, Oxford: Oxford University Press.
- Couser, G. Thomas (1997): *Recovering Bodies: Illness, Disability, and Life Writing*. Wisconsin: University of Wisconsin Press.
- Couser, G. Thomas (2012): *Memoir: An Introduction*, Oxford: Oxford University Press.
- Davis, Emmalon (2018): »On Epistemic Appropriation«, in: *Ethics*, 128, S. 702–727.
- Davis, Philip/Fiona Magee (2020): *Reading*, Bingley, Emerald Publishing.
- Ehrenreich, Barbara (2001): »Welcome to Cancerland: A Mammogram Leads to a Cult of Pink Kitsch«, in: *Harper's Magazine* vom November 2001.
- Emde, Maren (2022): »Fictions of Dis/Abilities in Addiction Memoirs: Self-Help, the Body, and the Pursuit of Ability«, in: *LWU Literatur und Wissenschaft im Unterricht* neue Folge 1/2022, S. 69–89.

- Emde, Maren (2026): *The Survival Memoir: Reading and Writing in Survivor Culture*, Bielefeld: transcript (im Erscheinen).
- Engelhardt, Dietrich. (2021): »Cancer in Literature: Between Phenomenology and Symbolism«, in: Axel W. Bauer/Ralf Dieter Hofheinz/Jochen S. Utikal (Hg.), *Ethical Challenges in Cancer Diagnosis and Therapy*, Cham: Springer.
- Frank, Arthur W. (2014): »Being A Good Story: The Humanities as Therapeutic Practice«, in: Therese Jones/Delese Wear/Lester D. Friedman (Hg.), *Health Humanities Reader*, Ithaca: Rutgers University Press, S. 13–25.
- Fuchs-Heinritz Werner/Alexandra König (2014): *Pierre Bourdieu: Eine Einführung*, Konstanz: UVK.
- Furedi, Frank (2004): *Therapy Culture: Culting Vulnerability in an Uncertain Age*, London: Routledge.
- Gilbert, Elizabeth (2007): *Eat Pray Love: One Woman's Search for Everything*, London: Bloomsbury.
- Gilmore, Leigh (2001): *The Limits of Autobiography: Trauma and Testimony*, Ithaca: Cornell University Press.
- Gilmore, Leigh (2017): *Tainted Witness: Why We Doubt What Women Say About Their Lives*, New York: Columbia University Press.
- Goldstein, Sam/Robert B. Brooks (2013): »Why Study Resilience?«, in: Sam Goldstein/Robert B. Brooks (Hg.), *Handbook of Resilience in Children*, New York: Springer, S. 3–14.
- Höll Davina (2021): *Das Gespenst der Pandemie: Politik und Poetik der Cholera in der Literatur des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- Horwitz, Allan V. (2018): *PTSD: A Short History*, Baltimore, Johns Hopkins University Press.
- Illouz, Eva (2013): *Die Errettung der modernen Seele*, Berlin: Suhrkamp.
- Janzen, Rhoda (2010): *Mennonite in a Little Black Dress: A Memoir of Going Home*, New York: Holt Paperbacks.
- Kruglanski, Arie W./Webster, Donna M. (1996): »Motivated Closing of the Mind: »Seizing« and »Freezing«, in: *Psychological Review* 103, S. 263–83.
- Madsen, Ole J. (2020): »Therapeutic Cultures: Historical Perspectives«, in: Daniel Nehring/Ole Jacob Madsen/Edgar Cabanas/China Mills/Dylan Kerrigan (Hg.), *The Routledge International Handbook of Global Therapeutic Cultures*, London: Routledge, S. 14–24.
- Max, Katrin (2013): *Liegekur und Bakterienrausch. Literarische Deutungen der Tuberkulose im »Zauberberg« und anderswo*, Würzburg: Königshausen & Neumann.

- McLaughlin, Kenneth (2012): *Surviving Identity: Vulnerability and the Psychology of Recognition*, London: Routledge.
- Nehring, Daniel/Madsen, Ole Jacob/Cabanas, Edgar/Mills, China/Kerrigan, Dylan (2020): »Introduction: Therapeutic Global Cultures From a Multidisciplinary Perspective: Present and Future Challenges«, in: Daniel Nehring/Ole Jacob Madsen/Edgar Cabanas/China Mills/Dylan Kerrigan (Hg.), *The Routledge International Handbook of Global Therapeutic Cultures*, London: Routledge, S. 3–13.
- Orgad, Shani (2009): »The Survivor in Contemporary Culture and Public Discourse: A Genealogy«, in: *The Communication Review* 12, S. 132–161.
- Pastore, Judith Laurence (1993) (Hg.): *Confronting AIDS through Literature: The Responsibilities of Representation*, Illinois: University of Illinois Press.
- Rak, Julie (2013): *Boom! Manufacturing Memoir for the American Popular Market*. Waterloo, Ontario: Wilfrid Laurier University Press.
- Seligman, Martin E.P. (2005): »Positive Psychology, Positive Prevention, and Positive Therapy«, in: C.R. Snyder/Shane J. Lopez (Hg.), *Handbook of Positive Psychology*, New York: Oxford University Press, S. 3–9.
- Seligman, Martin E.P./Mihaly Csikszentmihalyi (2000): »Positive Psychology. An Introduction«, in: *The American Psychologist* 55, S. 5–14.
- Smith, Sidonie/Julia Watson (2010): *Reading Autobiography: A Guide for Interpreting Life Narratives*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Wagner-Pischel/Marga Brigitte (Hg.): *Heilkraft der Literatur: Zur Bedeutung der Literatur für eine menschliche Medizin*, Berlin: Springer.
- Whitehead, Anne (2014): »The Medical Humanities: A Literary Perspective«, in: Victoria Bates/Alan Bleakley/Sam Goodman (Hg.), *Medicine, Health and the Arts: Approaches to the Medical Humanities*, London: Routledge.
- Yagoda, Ben (2009): *Memoir: A History*, New York: Riverhead Books.

